

LEO BORN

be
THRILLED



BLINDE RACHE

EIN MARA BILLINSKY THRILLER

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Teil 1: Krähenflug

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

Teil 2: Krähenwut

21

22

23

24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39

Teil 3: Krähenmut

40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58

59
60
61
62
63
64
65

Über dieses Buch

Tattoos, schwarze Kleidung, raue Schale - Mara Billinsky hat einen schweren Stand als neue Kommissarin bei der Mordkommission Frankfurt. Doch mit dem Mord am Unterweltkönig Ivo Karevic sieht Mara ihre Chance gekommen zu beweisen, was in ihr steckt - und begibt sich in tödliche Gefahr ...

Über den Autor

Hinter Leo Born verbirgt sich Oliver Becker, der mit »Der dritte Mord« sowie »Drachenspur« und »Schmetterlingstod« bereits Thriller und Krimis bei beTHRILLED veröffentlicht hat. Der Autor lebt mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Dort ermittelt auch - auf recht unkonventionelle Weise - Kommissarin Mara Billinsky. »Blinde Rache« ist der Auftakt zu einer Krimireihe mit der ungewöhnlichen Ermittlerin.

Leo Born

Blinde Rache

Die Ermittlerin



beTHRILLED

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Digitale Originalausgabe

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ralf Reiter

Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt

Covergestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von Motiven von ©

Shutterstock: Dmitriev Lidiya | Midiwaves | JKI14 | Sergey Nivens

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-4288-8

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Teil 1

Krähenflug

1

Seine beiden Bodyguards saßen schon seit einiger Zeit im Auto vor dem Haus. Und von der hübschen Dunkelhaarigen war nur noch ein Hauch ihres schweren Parfüms übrig geblieben. Zwei Stunden hatte er sich mit ihr vergnügt, dann hatte er sie wieder gehen lassen. Nicht ohne ihr ein großzügiges Bündel Scheine in die Hand gedrückt zu haben. Warum auch nicht, sie gefiel ihm immer noch. Selbst nach mehreren Monaten wurde er ihr keineswegs überdrüssig – was untypisch für ihn war.

Nun war er allein.

Ivo Karevic genoss es, am Ende des Tages keinen Menschen mehr um sich zu haben, nichts als den seidenen Hausmantel zu tragen, den er sich in Moskau besorgt hatte, und barfuß über die neuen tiefen Teppiche in diesem erst vor Kurzem angeschafften Haus zu gehen. Ein goldener Käfig, den er sich mit Bedacht errichtet hatte, ein Ort des Rückzugs, den niemand betreten durfte außer seiner Leibgarde, seinen engsten Vertrauten und den Frauen, die er sich gönnte und von denen seine Gefolgsleute einen schier unerschöpflichen Vorrat zur Verfügung stellen konnten.

Die Ruhe, die Sicherheit. Hier konnte Karevic sich fallen lassen, für eine ganze Nacht oder nur für ein paar Stunden, Kraft schöpfen, sich entspannen.

Ein Geräusch ließ ihn aufsehen.

Er starrte in das riesige Wohnzimmer, in dem Glas, dunkles Leder und blitzendes Chrom dominierten.

Nein, da war nichts, er musste sich getäuscht haben.

Langsam erhob er sich aus dem Sessel, um sich an der Bar einen Whisky einzuschenken. Selten trank er Alkohol,

er rauchte nicht, nahm keine Drogen, schließlich war er ein Mann, der sich unter Kontrolle haben musste. Heute jedoch ließ er sich den vierundzwanzig Jahre alten Malt besonders schmecken. Es lief ja auch alles bestens. Er hatte ein wichtiges Geschäft auf den Weg gebracht, das ihm mit überschaubarem Aufwand eine enorme Menge Geld einbringen würde.

Ja, es lief hervorragend. In Ruhe durchatmen und morgen Abend alles unter Dach und Fach bringen.

Wieder - ein Geräusch.

Ein Knacken, ein ... *Was war das?*

Karevic stellte den Whisky auf dem Glastisch ab. Mit einem Mal vollkommen konzentriert, bewegte er sich lautlos über den Teppich und blickte den langen Flur hinab, der zu seinem Schlafzimmer und weiteren Räumen führte.

Alles still.

Ein Stück weit folgte er dem Gang, vorbei an einer Tür, hinter der sich ein begehrter Kleiderschrank verbarg, dann hielt er inne.

Immer noch - Totenstille.

Karevic winkte lässig ab. Ein Schmunzeln umspielte seine Mundwinkel. *Was ist los mit dir?*, fragte er sich stumm. *Wirst du alt?*

Er drehte sich um und nahm wieder Kurs aufs Wohnzimmer. Mit den Gedanken war er erneut bei dem morgigen Treffen, als die Tür zu dem Schrank aufsprang.

Noch ehe er wusste, was geschah, spürte er einen Schmerz im Arm. Eine jähe Hitze durchfuhr ihn, jede Faser seines Körpers, rasend schnell. Er fühlte ein Brennen, alles in ihm loderte, dann wurde es schwarz um ihn.

Als er die Augen aufschlug, glomm noch immer die Hitze unter seiner Haut, hatte jedoch nachgelassen. Er blinzelte und brauchte einige Zeit, um sich zurechtzufinden.

Er befand sich wieder im Wohnzimmer. Der Seidenmantel war verschwunden, Karevic war jetzt nackt.

Bäuchlings hatte man ihn auf einen der Ledersessel verfrachtet. Seine Arme umschlossen die Rückenlehne, auf der sein Kinn ruhte. Die Handgelenke waren gefesselt – mit einem Kabel, wie er feststellen konnte, als er mühsam über die Lehne hinweg nach unten spähte. Sein Mund war geknebelt. Um seine Hüfte und die Sessellehne spannte sich eine Kette, die ihm kalt in die Haut schnitt. Der linke Oberarm tat weh – man hatte ihn allem Anschein nach mit einem Elektroschocker außer Gefecht gesetzt.

Wie lange mochte er besinnungslos gewesen sein?

Karevic schnaufte, sein Speichel tränkte den Stoff des Knebels. Erst jetzt, ganz langsam, stieg Wut in ihm auf. Eine gewaltige Wut, fast so stark wie die Hitze von vorhin.

Wer war derart dreist, ihm das anzutun? Wer war so *verrückt*, ihm das anzutun?

Er drehte den Kopf nach links – niemand da. Dann nach rechts. Zwei Augen starrten ihn an, zwei Augen, die ihn schon einmal betrachtet hatten, er erinnerte sich sofort.

»Was soll das?«, entfuhr es ihm völlig verblüfft. Doch der fest verschnürte Knebel machte aus den Worten nur einen einzigen unverständlichen Laut.

In den Augen schimmerte eine Kälte auf, die ihn im Innersten traf.

Viele Menschen hatte er in seine Gewalt gebracht, sehr viele. Was hatte ihn ihr jämmerliches Winseln angewidert, ihre Feigheit, ihr Zittern. Und immer war ihm klar gewesen, dass ein solches Ende auch auf ihn warten konnte. Nie hatte er Furcht verspürt – oder auch nur für möglich gehalten, dass er Furcht haben würde. Jetzt allerdings kroch sie durch seine Eingeweide, schwamm sie in seinem Blut: nackte Angst. Todesangst.

Die beiden kalten Augen behielten ihn unentwegt im Blick. Hilflos starrte er in das Gesicht, in dem sich nichts regte. Nichts außer einem schmalen Lächeln.

Karevic schrie auf, voller Angst, Zorn, Hilflosigkeit, Ungläubigkeit. Doch erneut wurde seine Stimme von dem

Knebel verschluckt. Er klang so erbärmlich wie all die Opfer, die er immer verachtet hatte. Schweiß strömte ihm aus den Poren, in Sekundenbruchteilen war er klatschnass.

Sein Blick erfasste einen Totschläger, der lässig von einer Hand gehalten wurde.

Er schloss die Augen.

»Sie werden sterben«, drang eine Stimme leise zu ihm. »Aber wie haben Sie es einmal so schön ausgedrückt? Der Tod ist etwas Außergewöhnliches. Man erlebt ihn nur ein einziges Mal, und deshalb sollte man ihn sehr lange genießen dürfen.«

Noch einmal sah Ivo Karevic auf.

Sie waren so unglaublich kalt, diese Augen, die ihn anstarrten.

Eiskalt.

2

In Momenten wie diesem mochte sie Frankfurt am meisten. Wenn die Nacht erstarb und der Morgen langsam und fahl heraufzog. Sie stand auf der Fußgängerbrücke, die Eiserner Steg genannt wurde. Das Licht der Bankentürme spiegelte sich im noch dunklen Wasser des Mains, der besonders eindringlich seinen Geruch verströmte. Ein herbstlicher Wind rauschte heran und ließ sie frösteln.

Das war Frankfurt, *ihr* Frankfurt, rau, schroff, herausfordernd, und jetzt war sie wieder hier. Mara Billinsky verschränkte die Arme vor der Brust, um sich vor der kühlen Luft zu schützen. Sie ließ den Anblick noch ein wenig länger auf sich wirken – die Atmosphäre erinnerte sie an früher. Sie hatte seit einiger Zeit dafür gekämpft, von Düsseldorf zurück in ihre Heimatstadt versetzt zu werden, und nun war sie fest entschlossen, auch etwas daraus zu machen.

»Willkommen zu Hause«, flüsterte sie sich selbst zu, fast unhörbar leise, ein schmales Lächeln auf den Lippen.

Noch knappe drei Stunden blieben Mara, bis ihr Dienst beginnen würde. Ihr erster Tag an der alten und zugleich neuen Wirkungsstätte. Die meisten Menschen hätten wahrscheinlich darauf geachtet, so viel Schlaf wie nur möglich zu finden, um bestens ausgeruht zu sein. Aber Mara war nie wie die meisten gewesen. Und die Nacht hatte sie immer als eine Verbündete gesehen, sie brauchte nicht viel Schlaf, ganz und gar nicht, sie war versessen darauf, wach zu sein. Versessen darauf, endlich anfangen zu können. Hier, in *ihrer* Stadt.

In den zurückliegenden Stunden war sie bei einem Punkrockkonzert in einem kleinen, engen Kellerclub auf

der anderen Flussseite gewesen, hatte die alten Zeiten aufleben lassen, anschließend weitere Clubs besucht und sogar einige vertraute Gesichter entdeckt, jedoch mit niemandem gesprochen. Es war ihr Rendezvous, ihr Wiedersehen mit Frankfurt, da durfte keiner stören. Sie hatte nur zwei Gläser Rotwein und ansonsten ausschließlich Cola getrunken, um ihre Sinne wach zu halten. So war die Zeit vorübergeflogen. Es war eine schöne Nacht gewesen.

Trotz der deutlich spürbaren Kälte verzichtete Mara auf eine Taxifahrt. Sie legte den ganzen Weg zu ihrer kleinen Wohnung zu Fuß zurück, nahm eine Dusche, trank schwarzen Kaffee. Dazu ließ sie Musik laufen, zu laut für die Tageszeit. Metallica, Social Distortion, Pearl Jam, Songs voll unbändiger Energie, die ihr Kraft geben sollten. Gewiss würden sich bald die ersten Nachbarn beschweren.

Pünktlich erschien sie im Präsidium, in diesem riesenhaften sechsgeschossigen Gebäudekomplex, der im trüben Licht des Morgens, umgeben von Nebel, wie eine Kriegsfestung wirkte.

Sie fühlte sich bereit – für alles, was kommen mochte.

Kaum etwas hatte sich verändert. Einige der Drucke in den schmucklosen, billigen Rahmen waren noch dieselben, obwohl vier Jahre vergangen waren. Es roch sogar noch so, wie Mara es in Erinnerung hatte: nach Putzmitteln, nach dem abgewetzten Kunststoffboden, nach harter Polizeiarbeit und schlechtem Kaffee, nach Routine, nach jäh ausbrechenden Stresssituationen. Nach Schwerverbrechen. Nach dem Schweiß von Menschen, die hier an einem entscheidenden Punkt ihres Lebens angelangt waren.

Das war genau der Ort, an den sie ihrer Meinung nach gehörte.

Also los, sagte sie sich und betrachtete alles mit entschlossener Miene.

Das übliche Alltagsdurcheinander nahm langsam Gestalt an. Zivile wie auch uniformierte Beamte passierten Mara, dampfende Becher in der Hand, vertieft in Gespräche. Telefone klingelten, Türen fielen ins Schloss.

Blicke blieben an ihr hängen. Sie erkannte verschiedene Leute wieder, aber auch Fremde musterten sie eingehend. Mit Sicherheit hatte sich herumgesprochen, dass eine frühere Kollegin die offene Stelle in der Mordkommission besetzen würde. Und auch, um wen genau es sich dabei handelte: Mara hatte sich hier während ihrer ersten Jahre als Kriminalpolizistin nicht gerade viele Freunde gemacht.

Sie bog in den nächsten Gang und betrat ein Großraumbüro, in dem sechs Schreibtische paarweise einander gegenüber angeordnet waren. Nur an einem davon saß jemand, es war ja noch recht früh: ein Beamter in ihrem Alter, um die dreißig. Sie spürte, wie sein Blick vom Kopf bis zu den Füßen an ihr herabwanderte. Und gleich wieder hinauf: von den schwarzen Doc-Martens-Schnürstiefeln über die knallenge schwarze Jeans und die schwarze, etwas zu große Motorradlederjacke bis hin zu den glatten, tiefschwarz gefärbten Haaren, die ihr auf die Schultern fielen – und durch den hellen Teint noch dunkler wirkten.

»Äh, guten Morgen«, sagte der Mann.

Mara nickte ihm nur kurz zu, um sich dann im Büro umzusehen.

Er stand auf. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Das Gegenteil ist der Fall«, erwiderte sie. »Ich soll euch helfen.«

»Ach?«, entfuhr es ihm verblüfft.

Offenbar hatte man ihn nicht eingeweiht. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, wie er ihre Piercings an Oberlippe und Braue begutachtete.

»Sie sind die neue ... Kollegin?« Er hatte es endlich begriffen und wirkte noch verduztter.

Erst jetzt musterte Mara ihn eingehender. Er trug teure, blitzsaubere Halbschuhe, eine graue Stoffhose und einen V-Pullover in einem scheußlichen Fliederfarbton. Rundes Gesicht, schütter werdendes blondes Haar, mittelgroße, schlanke Gestalt. Er erweckte nicht gerade den Eindruck, ein Teufelskerl zu sein.

Mara streckte ihm die Hand hin, und er ergriff sie zögerlich.

»Mara Billinsky.«

»Äh. Jan Rosen.«

Ganz kurz senkte er verlegen die Lider, als ihn ihre von schwarzem Kajal umrahmten Augen erfassten.

»Keine Sorge«, meinte sie, »ich bin es gewohnt, dass die Leute mich nicht für einen Bullen halten.«

Er deutete auf den Platz gegenüber seinem eigenen.
»Das ist Ihrer.«

»Okay.« Sie legte ihre beutelförmige schwarze Ledertasche auf dem Schreibtisch ab und schob auch ihr Hinterteil darauf.

Nachdem Jan Rosen noch ein paar Sekunden ratlos auf der Stelle gestanden hatte, ließ er sich wieder auf seinem Drehstuhl nieder.

»Willkommen zurück«, tönte es auf einmal nicht sonderlich herzlich durch das Büro.

Hauptkommissar Rainer Klimmt kam auf Mara zu. Er war damals ihr Chef gewesen – und jetzt war er es erneut. Wie sie mitbekommen hatte, war er alles andere als begeistert über ihre Rückkehr. Ob er auch gezielt dagegen opponiert hatte, wusste sie allerdings nicht.

Ein Händedruck, kürzer und fester als der von Rosen. Um Klimmts stechende Augen hatten sich zahlreiche Falten eingegraben, seit sie sich zuletzt gesehen hatten.

Sie taxierte sich für einen langen Moment, ehe Klimmt sagte: »Ich werde nachher mit Ihnen die Runde machen und Sie allen vorstellen.«

Mara nickte.

»Und jetzt können Sie erst mal in Ruhe ankommen, sich ein bisschen umsehen.«

»Ruhe brauche ich nicht.« Ein leichtes Grinsen huschte über Maras Gesicht. »Und den Laden hier kenne ich ja schon.«

Klimmt seufzte kaum hörbar. »Na gut, Billinsky, kommen Sie mit in mein Büro.« Er warf dem anderen Beamten einen flüchtigen Blick zu. »Hey, Rosen, stellen Sie für Ihre neue Kollegin ein Dossier zusammen.«

»Dossier? Was für eins?«

»Die Langfingersachen.«

Klimmt marschierte los, Mara folgte ihm.

»Langfingersachen?«, wiederholte sie skeptisch.

»Eine Serie von Wohnungseinbrüchen«, entgegnete er beim Gehen, den Blick nach vorn gerichtet.

»Was wurde gestohlen?«

»Alles Mögliche. Bargeld, Uhren, Schmuck, Laptops, das Übliche halt.«

»Kam es dabei zu Gewalttaten?«

»Eigentlich nicht.«

Klimmt hatte noch immer die untersetzte Figur und den starken, breiten Nacken, der einiges einzustecken vermochte. Doch er war fülliger geworden, sein graues Haar hatte sich gelichtet, die Haut am Hinterkopf schimmerte durch. Mara war früher mehr als einmal mit ihm aneinandergeraten, und sie schärfte sich ein, darauf zu achten, dass es nicht schon in den ersten Tagen zum Zusammenstoß kam.

In seinem Büro schloss er die Tür, nachdem auch sie hereingekommen war.

»Wohnungseinbrüche?« Mara zog eine Augenbraue in die Höhe. »Ich dachte, ich wäre bei der Mordkommission.«

Klimmt ließ sich in seinen Stuhl fallen und deutete beiläufig auf den anderen Platz. »Die Kollegen sind unterbesetzt. Man hat mich um Unterstützung gebeten.«

»Klingt ja großartig.« Mara verzog den Mund. Sie setzte sich nicht.

Er wollte etwas erwidern, doch ein Summen kam ihm zuvor. Rasch zog er sein Handy aus der Hosentasche. Beim Blick aufs Display zeigte sich Überraschung auf seinem Gesicht. Oder Widerwille. Oder beides.

»Hallo? Sind Sie das, Borke? Hatten wir nicht vereinbart, dass Sie mich nicht ...« Klimmt ließ den Satz unvollendet und hörte jetzt mit mürrisch gerunzelter Stirn zu.

Mit einer nachdrücklichen Handbewegung wies er Mara an, ihn allein zu lassen.

Sie verließ das Büro – und war ziemlich bedient. Erst die komische Sache mit den Einbrüchen, die ihr nicht passte, und jetzt wurde sie einfach abserviert.

Großartig, sagte sie sich, *das ist ja ein richtiger Superstart.*

3

In den Straßen und auf den Bürgersteigen herrschte der übliche Trubel. Touristen und Dealer, Spießer und Junggesellenabschiede. Carlos Borke ließ sich von der Menge treiben. Überall erklangen Stimmen, Gegröle und Gelächter. Dazu wummerten die Beats der Musik, die aus den Gebäuden nach draußen quoll. Der Herzschlag dieser Stadt war ein dumpfes Trommeln.

Ab und zu streiften ihn Blicke, grüßten nickende Köpfe in seine Richtung. Borke war ein Teil dieser Welt, er kannte jeden Mülleimer, jeden Laternenpfahl, die ganze Gegend war ihm so vertraut, dass er sie auch mit verbundenen Augen hätte durchqueren können.

Bis zu dem Treffen blieb ihm noch Zeit. Er war gern sehr früh dran, um die Lage zu peilen und die Sinne zu schärfen, erst recht, da er nicht die geringste Ahnung hatte, was sie von ihm wollten.

Rasch hatte sich die Dunkelheit über Frankfurt ausgebreitet. Sternenglitzer zerschnitt den Nebel in viele kleine Fetzen, die über den Dächern schwebten.

Weiterhin ließ Borke sich vom Gewimmel tragen, mied von jetzt an aber sorgsam Gestalten, die ihm bekannt vorkamen. Er trug einen knielangen Ledermantel im Vintagelook, Jeans und spitz zulaufende, knöchelhohe Stiefel. Und über dem kahl rasierten Schädel eine seiner etlichen Wollmützen, auf die er auch bei Sommerhitze nicht verzichtete. Nach einigen Minuten erreichte er den Treffpunkt, eine kleine, auf den ersten Blick völlig unscheinbare, leicht heruntergekommene Bierkneipe an der Ecke.

In Wirklichkeit war Henry's Pinte jedoch eine wichtige Anlaufstelle im Bahnhofsviertel. Hier wurden keine Drogen, Waffen oder Edelsteine unter den Tischplatten weitergereicht, niemals, hier wurde mit etwas gehandelt, das ebenso wertvoll sein konnte: mit Gerüchten. Es wurden Neuigkeiten verbreitet, Unstimmigkeiten ausgeräumt, Warnungen ausgesprochen.

Carlos Borke beobachtete den Eingang von Henry's Pinte eine ganze Weile, ehe er die Kneipe betrat. Fünfzig bis sechzig enge Quadratmeter, deren Zentrum von einem Vierecktresen eingenommen wurde, rechts und links davon Nischen, in denen man zu viert sitzen konnte. Erstaunt stellte Borke fest, dass er trotz seines überpünktlichen Erscheinens bereits erwartet wurde.

In der hintersten der rechts gelegenen Nischen saßen zwei Männer nebeneinander, Rücken an der Wand. Sie sahen ihm entgegen. Ohne ihnen je zuvor begegnet zu sein, wusste er sofort, dass sie seine Verabredung waren.

Er nahm ihnen gegenüber Platz.

Vor jedem von ihnen standen eine Espressotasse und ein Wasserglas. Sie waren mit eleganten Anzügen bekleidet. Schwarze, kurz geschnittene Haare, glatt rasierte Gesichter, die keinerlei Emotionen verrieten. Aufmerksam tasteten sie ihn mit ihren Blicken ab. Niemand äußerte einen Ton, Sekunden verstrichen.

Die Bedienung tauchte auf, Borke bestellte ebenfalls einen Espresso. Und erst als er sein Getränk erhalten hatte, machte einer der beiden Fremden den Mund auf: »Es läuft nicht.«

Ganz ruhig, fast beiläufig waren die Worte ausgesprochen worden.

Borke strich sich über das winzige Spitzbärtchen, das er sich direkt unter der Unterlippe stehen ließ, eine gewohnheitsmäßige Bewegung. »Was läuft nicht?«

Die Männer grinnten.

»Was schon? Dein Geschäft.«

Er lachte auf, machte eine flüchtige Geste mit der Hand, die Gelassenheit demonstrieren sollte. Er merkte, dass sich Nervosität in ihm ausbreitete. »*Mein* Geschäft? Euer Geschäft, meinst du wohl.«

»Du hast es in die Wege geleitet.«

»Ich habe einen Kontakt hergestellt. Und basta. Ab jetzt geht mich das nichts mehr an. Ab jetzt ist das euer Spiel.«

»Richtig. Den Kontakt hergestellt«, wiederholte der Mann, der etwa Mitte vierzig war, während der zweite, der unerschütterlich schwieg, höchstens Ende zwanzig sein konnte. Bei ihm handelte es sich um einen richtigen Schrank. Breite Schultern, riesenhafte Hände, er war bestimmt über eins neunzig.

»Und für den Kontakt hast du ja auch dein Geld bekommen«, fügte der Ältere hinzu.

»Na klar. So war es abgemacht.« Unter seiner Mütze begann Borke zu schwitzen, was nicht an der stickigen Wärme lag, und er hoffte, sie würden es nicht bemerken. Dieses Gespräch nahm einen merkwürdigen Verlauf, er musste hellwach sein, jede einzelne seiner Silben abwägen. *Was ist hier los?*, fragte er sich alarmiert.

»Richtig«, sagte der Mann im exakt gleichen Tonfall wie zuvor. »So war es abgemacht.« Er machte eine Pause. »Nur dass der Kontakt nicht mehr da ist.«

Borke straffte sich. »Was soll das heißen? Nicht mehr da? Ihr habt doch mit der anderen Seite bereits gesprochen.«

»Richtig. Haben wir.«

»Wo ist dann das Problem?«

»Du hörst nicht zu. Der Kontakt ist nicht mehr da.«

»Und was soll ich ...?«

»Du sollst den Kontakt wiederherstellen«, unterbrach ihn der Mann.

»Aber das kann ich nicht. Ich habe ...«

»Doch du kannst.«

»Ich bin raus aus dem Geschäft«, beharrte Borke. Sie würden doch nicht versuchen, ihn sich vorzuknöpfen? Hier in Henry's Pinte? Das war neutraler Boden im Viertel, hier floss nie Blut. Bisher jedenfalls.

»Nein, du bist nicht raus.« Der Mann verzog den Mund zu einem teuflischen Grinsen. »Sieh mal unter dem Tisch nach.«

»Was?«

»Na los!«

Borke spähte unter die Tischplatte. Der größere der beiden Fremden hielt in der Hand eine Gartenschere. Eine ganz gewöhnliche, wie man sie in jedem Baumarkt fand.

Langsam richtete Borke sich wieder auf. »Und? Wollt ihr einen Kleingärtnerverein gründen?«, brachte er fertig zu sagen.

»Mein Begleiter wird dir einen Finger abschneiden«, erwiderte der Ältere ungerührt. »Dann den nächsten. Und so weiter. So lange, bis du den Kontakt wiederhergestellt hast.«

Irgendwie gelang es Borke, seine Stimme halbwegs unbeeindruckt klingen zu lassen. »Aber das kann ich wirklich nicht. Glaubt ihr, ich habe eine Brieffreundschaft mit der anderen Seite? Oder dass die mir ihre Visitenkarten zugesteckt haben?«

»Nach den Fingern geht es mit den Zehen weiter. Oder mit anderen Dingen, die mein Begleiter an dir entdeckt.« Der Mann ließ die Worte wirken, ehe er fortfuhr: »Nun kannst du gehen. Deinen Espresso übernehmen wir.«

Carlos Borke erhob sich. Ohne noch etwas zu äußern, zog er sich zurück. Diesmal steckte er aber so richtig in der Klemme. Als er ins Freie trat, streifte er die Mütze ab und fuhr sich über den Kopf. Er war endgültig in Schweiß ausgebrochen. Kalte Herbstluft hüllte ihn ein. Und wie er in der Klemme steckte!

4

»Du musst cool bleiben«, versuchte Hanno Linsenmeyer sie zu beruhigen.

»Leicht gesagt«, gab Mara genervt zurück. »Seit drei Wochen bin ich jetzt hier – und was mache ich? Kleinkram. Dabei könnten meine Kollegen Unterstützung gut brauchen.«

Sie standen vor der Außenwand des in Regenbogenfarben gestrichenen Jugendzentrums. Über fünfzig war Hanno inzwischen, mit zu langen, strähnigen, mausgrauen Haaren und ausgewaschener, abgetragener Kleidung. Für Mara war er immer eine wichtige Stütze gewesen – die einzige. Ihr Halt in den harten Zeiten, als sie als Jugendliche beinahe auf die schiefe Bahn geraten wäre. Hanno war als Sozialarbeiter tätig und engagierte sich auch weit über seine Arbeitszeit hinaus, vor allem für Jugendliche, die straffällig geworden waren. Ein Mensch mit Idealen – und dem Mut, sich dafür einzusetzen.

»Ich habe mich darauf eingestellt«, sprach sie weiter, »dass es Spannungen geben, dass es auch mal krachen würde. Besonders zwischen Klimmt und mir. Aber dass der Typ mich einfach aufs Abstellgleis schiebt, also, damit hat er mich kalt erwischt.«

»Vielleicht siehst du zu schwarz.«

»Wohnungseinbrüche«, hielt sie ihm mit düsterem Zorn entgegen. »Mann, Hanno, das ist doch echt nicht zu fassen.«

»Und die anderen Kollegen?«

»Die schneiden mich.« Sie schüttelte den Kopf. »Einer von denen ist ein richtiger Milchbubi – aber kein Bulle.«

Hanno schmunzelte. »Na, den Blick kenne ich doch.« Er legte den Arm um ihre Schultern. Ihr wurde bewusst, dass er der einzige Mensch war, bei dem sie Berührungen zuließ. Wann hatte sie zuletzt einen Freund gehabt? Einen *richtigen* Freund? Es war Jahre her.

»Hab einfach Geduld«, riet Hanno ihr. Nur um gleich anzufügen: »Ach, was sage ich da? Du und Geduld ...«

Mara musste lachen.

»Schade, Mara, dass du immer so eisig dreinschaust. Du bist nämlich hübsch – wenn du mal lächelst.«

»Komm mir bloß nicht so.«

»Auch auf die Gefahr hin, dass du wieder sauer wirst: diese Einbrüche.«

»Ja?«

»Hast du nicht gesagt, dass du Erfolg hattest? Ihr habt jemanden festgenommen, richtig?«

Mara nickte. »Eine Jugendbande ist für mehrere Wohnungseinbrüche verantwortlich. Zwei der Mitglieder haben wir geschnappt. Und deshalb bin ich heute auch zu dir gekommen.«

»Ach?« Er sah sie an. »Wie kann ich dir helfen?«

»Es geht um einen Jungen. Soweit ich weiß, hast du ihn bei einem deiner Projekte unter die Fittiche genommen. Und ich habe auch gehört, dass er sich heute bei dir herumtreiben soll.«

»Sein Name?«

»Rafael Makiadi. Sechzehn Jahre alt.«

»Klar, den kenne ich.«

»Sein Name ist mehrmals gefallen. Ich möchte nur mal mit ihm reden.«

»Allerdings glaube ich nicht, dass er rückfällig geworden ist. Ich sehe ihn sogar auf einem recht guten Weg. Ein schwieriger Typ – aber ein besonderer.«

»Was macht ihn denn *besonders*?«, hakte Mara nach.

»Hm. Vielleicht einfach nur die Tatsache, dass er seine Mutter liebt.« Hannos Miene blieb bierernst.

Maras Augenbraue hob sich. »Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.«

Ein verstohlenes Schmunzeln umspielte seinen Mund. »Du wirst mir nicht glauben, aber es war keineswegs zynisch gemeint.« Nachdenklich fügte er hinzu: »Weißt du, Mara, ich habe so oft mit Jungs zu tun, die schon als Dreizehnjährige völlig verroht sind. Die keine Skrupel kennen, die dir, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Flasche über den Kopf ziehen. Jungs, die keine Bindungen haben, die nie so etwas wie Vertrauen oder ein Miteinander kennengelernt haben. Einsame kleine Wölfe, die zubeißen, wenn die Gelegenheit kommt, völlig egal, wie gut du vorher zu ihnen warst.«

Mara musterte ihn halb spöttisch, halb liebevoll. »Okay. Und unser Rafael gehört also nicht dazu. Er liebt ja seine Mutter.«

»Wenn du es sagst, klingt es anders.« Hanno blickte versonnen drein. »Rafael schämt sich für seine Mutter. Sie lebt in einer jämmerlichen kleinen Bude und trinkt zu viel und hat das Sorgerecht für ihn verloren. Er erwähnt sie nicht, nie, mit keiner Silbe. Er besucht sie kein einziges Mal. Aber dann, wenn er vergisst, dass er sie eigentlich totsichweigen will, kommen derart liebevolle, verständnisvolle Worte von ihm, dass ich jedes Mal staunen muss. Er hat Angst davor, ihr Auge in Auge gegenüberzutreten, weil es ihn zu sehr schmerzt. Etwas Gutes steckt in Rafael, und ich will verhindern, dass das kaputtgemacht wird.«

»Seinen Vater liebt er nicht?«

»Er hat wohl keine Erinnerung an ihn, weil er sich irgendwann aus dem Staub gemacht hat. Aber Rafael wartet auf ihn.«

»Er wartet auf ihn?«

»Er ist fest überzeugt davon, dass sein Vater eines Tages aus dem Nichts auftauchen wird, um ihn in ein

anderes Leben mitzunehmen. Das verkündet er immer wieder.«

»Was weißt du über den Vater?«

»Nichts. Außer dass er wohl aus Afrika stammt.«

»Kannst du mich jetzt zu Rafael bringen?«

Hanno ging voran. »Komm mit.«

Sie betraten das Gebäude. Es hatte sich nicht viel verändert, seit Mara vor Jahren zuletzt hier gewesen war. Farbenfrohe Wände, ein Aushang mit neuen Gemeinschaftsprojekten und einer Tauschbörse, dumpfer, deutsch gesungener Hip-Hop aus wuchtigen Boxen, ein großzügig geschnittener Aufenthaltsraum, den sie durchquerten. Hanno bedeutete Mara, kurz zu warten, und verschwand durch eine Tür. Mara sah sich um. Jugendliche beim Abhängen, Quatschen, Darts- und Billardspiel, manche in Sesseln, andere einfach im Schneidersitz auf dem Laminatboden, auf dem mehrere Teppiche lagen.

»Na, Schwarze Witwe«, rief ihr einer der Billardspieler in frechem, doppeldeutigem Ton zu. »Lust auf ein Spielchen?«

Die Unterhaltungen verebbten, überall feixende Gesichter.

»Heute nicht.« Mara warf ihm aus ihren dunklen Augen einen kalten Blick zu.

»Wann dann?« Der Typ wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen.

»Wenn du irgendwann mal groß genug bist und dich rasieren musst.«

Gelächter und Gejohle brandeten auf.

Hanno stand wieder neben ihr. »Rafael ist im Nebenzimmer. Er bleibt gern für sich.« Ein kurzes Heben der Schultern. »Hab Geduld mit ihm.«

Mara grinste. »Da haben wir's wieder: ich und Geduld.«

Sie glitt durch die noch offene Tür in den direkt anschließenden Raum, der wesentlich kleiner war. Poster von Rappern, ein kniehoher Tisch, darauf leere

Colaflaschen. Ein großes, selbst gemaltes »Nazis raus«-Plakat. Zwei weitere Sessel. In einem davon saß Rafael Makiadi. Irokesenhaarschnitt, Nike-T-Shirt, Hosen mit Tarnmuster und eine Motorradlederjacke wie die von Mara – nur in auffällig strahlendem Weiß. Er war nicht sonderlich groß, schmal die Schultern, zart die Hände, die in seinem Schoß lagen.

Doch was sie vor allem wahrnahm, waren seine Augen, die sie aus einem fast mädchenhaft hübschen Gesicht mit dunklem Mischlingsteint musterten, traurige, misstrauische, ablehnende Augen, die eher zu einem Erwachsenen als zu einem Sechzehnjährigen passten – auf jeden Fall zu jemandem, der schon zu viel im Leben mit angesehen hatte. Irgendetwas an seiner Art, sie zu betrachten, kam ihr bekannt vor, dabei war sie ihm nie zuvor begegnet.

»Ich bin Mara Billinsky. Kriminalpolizei.«

Keine Antwort.

»Ich ermittle wegen der Wohnungseinbrüche.«

Unverändert lag Rafaels Blick auf ihr, sein Mund ein dünner, abweisender Strich.

»Ich muss dich zu einigen Daten befragen. Also. Der letzte Samstag, besser gesagt, die Nacht auf Sonntag. Wo warst du da?«

Ein knappes Achselzucken. »Hab ich vergessen.«

In den zurückliegenden drei Wochen hatte sie solche Fragen zu Hunderten gestellt – und solche Antworten zu Hunderten erhalten. Zuletzt hatte sie mit zunehmender Gelassenheit darauf reagiert. Doch bei ihm erwachte Wut in ihr, wie sie irritiert feststellte. Sie taxierte Rafael noch eine Weile, bevor sie sich in den zweiten Sessel setzte.

»Hör zu, Rafael, ich will dir nicht auf den Keks gehen.«

Kein Wort. Und keinerlei Reaktion in seiner Miene.

»Aber ich werde mich auch nicht abspeisen lassen.«

Wiederum – kein Ton von ihm.

Ihre Stimme wurde schärfer: »Rafael, bei uns in der Zelle sitzen einige deiner Kumpel - und die haben Sehnsucht nach dir.«

»Ich habe keine Kumpel.« Die Art, wie er das aussprach, entging Mara nicht - eine Ernsthaftigkeit und Düsternis, die sie nicht kaltließ. Und dennoch wurde ihre Wut auf ihn nur noch größer. Es war dieses Aufreizende, das ihr auf die Nerven ging. *Warum kannst du nicht gelassener bleiben?*, fragte sie sich, verwundert über sich selbst.

Nach einer weiteren Stille wurde ihr Tonfall noch schärfer: »Die Nacht von Samstag auf Sonntag. In Sachsenhausen ist in zwei Wohnungen eingebrochen worden.«

Schweigen.

»Ich hab keinen Bock mehr auf euch kleine Mister Cools«, entfuhr es ihr. »Mit der Masche wirst du jedenfalls nicht weit kommen.«

»Und ich hab keinen Bock mehr auf Leute, die mir Predigten halten.«

»Glaub mir, ich bin kein Pfarrer«, zischte sie. »Ich *predige* nicht.«

Er seufzte, rollte kurz mit den Augen, spöttisch, überdrüssig, gelangweilt, wie ein alter Gangster, der jede schmutzige Pfütze auf der Welt kannte. Nicht schlecht, wie er das machte, das musste sie diesem mickrigen Kerlchen lassen. Sie stellte weiterhin Fragen, er verzichtete weiterhin auf Antworten. Es war weniger ein Gespräch als ein Ringkampf.

Nach einigen Minuten gesellte sich Hanno zu ihnen, schweigend, fast verstohlen, mit einem aufmunternden Lächeln für Rafael.

»Wenn du hier nicht mit mir sprechen willst, muss ich dich mitnehmen, Rafael. Und dann wirst du den Mund aufmachen. Das tun nämlich alle. Früher oder später.«

»Wie wäre es, Mara«, schlug Hanno vor, »wenn du mir ein paar Minuten allein mit Rafael gibst? Und anschließend

kannst du noch mal ...«

»Okay«, unterbrach sie ihn. »Einverstanden.«

Und tatsächlich, nach der kurzen Unterhaltung mit Hanno ließ sich Rafael Makiadi doch noch einige Worte entlocken. Er gab Auskunft über seinen Verbleib in den vergangenen Wochen. Offenbar war er dank Hannos Zutun in einem Heim untergebracht worden, und dort würde man bestätigen können, dass er zum Zeitpunkt der letzten Einbrüche in seinem Zimmer gewesen war.

Mara kündigte mit Nachdruck an, dass sie alles überprüfen würde. Sie stand auf, verabschiedete sich mit einem kurzen Nicken, doch Rafael sah stur an ihr vorbei.

Hanno begleitete sie nach draußen zu ihrem schwarzen Alfa Romeo.

»Was hast du über den Jungen gesagt?«, meinte sie spitz. »Auf einem guten Weg? Sieht mir nicht so aus.«

»Abwarten.«

»Ziemlich abgebrühtes Kerlchen.«

»Mag sein«, erwiderte Hanno zurückhaltend.

Mara öffnete die Autotür. »Nächstes Mal werde ich ihn nicht so ...« Sie vollendete den Satz nicht, wusste aber, dass das Funkeln in ihren Augen genug sagte.

Er räusperte sich. »Weißt du, der Kleine ist mir irgendwie wichtig geworden. Klar, das gilt für die meisten dieser Jungs. Aber Rafael ... Na ja, ich glaube, in ihm schlägt ein gutes Herz.«

Mara glitt hinters Steuer. »Da täuscht man sich leicht.«

»Sei nicht immer so argwöhnisch.«

»Doch, bin ich«, gab sie zurück, jetzt aber immerhin wieder mit einem Lächeln.

Sie startete den Motor, setzte aus der Parklücke, und im Geiste erschien Rafaels Gesicht vor ihr. Sie wusste jetzt, weshalb er eine unzweifelhafte Wirkung auf sie gehabt hatte. Seinen harten, feindseligen Blick kannte sie nämlich nur allzu gut. Dieser Blick war genau wie ihr eigener. Damals, in einer Vergangenheit, die alles andere als schön,